



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Leben Annette's von Droste.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus dem Leben Annette's v. Droste.

Indem wir im Folgenden Einiges über die Person und das Leben der westfälischen Dichterin mittheilen, bemerken wir, daß uns diese Skizze von einer Dame zuzuging, welche zu Annette v. Droste im Verhältniß engster Freundschaft stand. Dieselbe schreibt uns:

Sie möchten Aufschlüsse haben über das innere Leben der Dichterin, über die Zeiträume und die äußern Anlässe ihres Schaffens, ein Wunsch der nur dadurch erklärlich ist, daß sie von ihrer seltenen Gefühlswärme und Wahrheitstreue hingerissen sind; denn bei einem so objectiv schaffenden Talent wie das der Droste treten die persönlichen Beziehungen sonst gewöhnlich in den Hintergrund. Aber sie haben vollkommen Recht, hier nach denselben zu fragen, da diese Gedichte erst dann auch als rechte Merkwürdigkeit interessiren, wenn man weiß, daß sie aus dem Urquell poetischer Begabung ohne Begünstigung durch äußere Umstände und ebenso ohne das Druckwerk von Schmerz und Unglück sich frei ergossen haben; denn Annette v. Droste führte ein so abgeschlossenes, einsames aber harmonisches, in sich befriedigtes Leben, daß daraus keine einzige der Fermentationen entstehen konnte, die sonst befruchtend auf ein poetisches Talent einwirken. Selbst ihre Krankheit war nicht der Art; denn sie litt eigentlich sehr wenig davon, obwol dieselbe die edlern Theile, Lunge und Herz, ergriffen hatte, aber in so seltsamer Weise, daß sie nur bei anstrengender Bewegung heftige Beklemmungen fühlte, im Zustande völliger Ruhe aber ganz gesund schien. Sprechen und Singen griff sie gar nicht an, sie leistete darin Unglaubliches, sie konnte bis tief in die Nacht hinein sich mit ihren Freunden unterhalten und in einem Athem die längsten Geschichten erzählen; ihre Stimme war so stark und volltönend beim Singen, daß sie, in andern Lebenssphären geboren, vielleicht eine zweite Catalani geworden sein würde. Dagegen wurde sie krank von dem kleinsten Spaziergang oder Geschäftsweg, den sie ohne Unterbrechung machen mußte: das Blut drang ihr vor Anstrengung dann mit einer Heftigkeit zu Kopf, daß sie fast nicht sehen konnte und Anfälle von Erstickung bekam. Ziellos umherstreifen in ihren heimatlichen Haiden und Wäldern, wobei sie abwechselnd stillstehen oder im Grase ausruhen konnte, vertrug sie ganz gut und liebte es sehr. Jeder Zwang war ihr unverträglich und machte sie krank; sie hatte sich in spätern Jahren deshalb auch von allen Obliegenheiten und Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens befreit und führte die beschaulichste, beglückendste Einsiedler-Existenz auf einem Landsitz, Rüschaus bei Münster; stets heiter, überprüdelnd von Geist und Witz fanden sie ihre Freunde, wenn sie zu ihr

hinauspilgerten. Sie verstattete dies nur einigen wenigen Auserwählten, die alle mehr oder weniger auch Originale waren wie sie selbst. Es ließe sich ein hübsches Stückchen deutschen Gemüthslebens hier abschildern, wenn man nicht fürchten müßte, die guten Seelen zu sehr zu erschrecken, wollte man sie aus ihrer bescheidenen Verborgenheit ziehen. Einige Namen dürfen jedoch genannt werden, weil sie sich bereits selbst in das Buch der Doffentlichkeit geschrieben haben. Es ist Levin Schücking und Wilhelm Junkman, die beiden westfälischen Dichter; letzterer weniger bekannt, aber viel origineller als ersterer. An beide finden sich die schönsten Gedichte in der Sammlung I. Die an Schücking stehen Seite 165 und 168 ohne seinen Namen zu erwähnen und beziehen sich besonders auf eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge, die Annette v. Droste zwischen sich und dem viele Jahre jüngeren Freunde finden wollte. Es bestand diese jedoch nur in der Einbildung und beiderseitigen Vorliebe für einander; denn Annette war hochblond, hatte sehr vorstehende wasserblaue Augen, stark geröthete Gesichtsfarbe, eine etwas schief gerichtete längliche Nase und einen kleinen hübschen Mund mit guten Zähnen. Dabei war sie klein und sehr dick, während Schücking mit dunkeln Augen und braunem Teint damals eine schwächliche Gestalt und ein schmales Gesicht verband. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß derselbe einigen Einfluß auf die Production der Dichterin geübt hat, jedoch eigentlich nur in secundärer Art. Er war ihr ein Sporn, sie wollte zeigen, daß sie es ihm zuworthun könne an moderner Ausdrucksweise und rascher Arbeit. So entstand ein poetisches Wettlaufen zwischen beiden, aus welchem einige von Annetens schönsten Gedichten hervorgingen. Die meisten waren jedoch schon fertig und vieles sogar schon gedruckt, als sie Schücking kennen lernte. Annette hat indessen nicht etwa in der Jugend schon gedichtet, sie war mindestens sechsunddreißig Jahre alt, als sie begann. Im einundvierzigsten machte sie Schückings Bekanntschaft, und fünf Jahr später war ungefähr der Gipfelpunkt ihrer literarischen Thätigkeit erreicht, nachdem sie wol schon zwei volle Jahre von Schücking entfernt und auch entfremdet lebte. Bei ihm selbst ist ihr Einfluß von ungleich größerem Gewicht gewesen, man kann dreist behaupten, daß Schücking ohne die Einwirkung der Droste weit entfernt sein würde von seiner jezigen Richtung und Geltung. Wilhelm Junkmann war eine so ächt westfälische Spezialität, daß ein naher Umgang mit ihm die vaterländischen Sympathien der Dichterin noch lebendiger zu machen wohl geeignet war. Seine Gedichte sind formlos und mystisch wie der Nebel auf seinen Lieblingsplätzen von Haide und Moor. Noch eigensinniger in seiner Eigenthümlichkeit beharrend als Annette v. Droste selbst, konnte er keinen direkten Einfluß auf sie gewinnen; aber seine ganze Erscheinung beflärkte sie doch in ihrer Vorliebe für das Seltfame, Träumerische und die Ekstasen religiöser Anschauung. Ihr Gedicht an ihn, Sammlung I, Seite 126, gibt ein

sprechendes Bild von ihm: „er selbst ein wunderbarlich Gedicht, begriffen schwer, doch leicht gefühlt.“ Annette v. Droste war den beiden jungen Dichtern eine mütterliche Freundin, die Vertraute ihrer Leiden und Freuden, die Rathgeberin in den drückenden Zuständen, mit denen beide lange Zeit zu kämpfen hatten. Sie besaß überhaupt eine wahre Virtuosität in der Freundschaft: sie verstand es, den verschiedenartigsten Individualitäten zu genügen, und wurde von allen in einer Weise geliebt und verehrt, die an Abgötterei grenzte. Sie theilte übrigens nicht die Vorliebe für Männerfreundschaften, welche sonst den genialen Frauen eigen zu sein pflegt, und obwol sie sich des Zaubers bewußt war, den sie auf jeden nur einigermaßen poetisch erregbaren Mann übte, so strebte sie nie danach, ihn anzuwenden, sondern suchte vielmehr danach, weibliche Freundschaftsbände anzuknüpfen. In ihren Gedichten hat sie auch diesen die schönsten Monumente gesetzt. Sammlung I. Seite 120 besingt sie Schückings Mutter in rührendster Weise. Ebendasselbst Seite 140 und 141 die gemüthvolle Dichterin Henriette von Hohenhausen. Dann Seite 169 deren Nichte Elise Rüdiger, eine geistreich dilettirende Schriftstellerin, die nachmals mehrfach über die Droste geschrieben hat und auch zu diesen Notizen benutzt worden ist. Endlich gehört hierher der Traum an Amalie Hassenpflug, eine Schwester des kurhessischen Ministers (S. 160). Alle Namen zu nennen, die in Freundschaftsverkehr mit Annette v. Droste standen, würde hier zu weit führen; erwähnt sei nur noch, daß sie auch mit mehreren namhaften Gelehrten correspondirte, die sie auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee bei ihrem als Bibliographen berühmten Schwager, dem Freiherrn von Laßberg kennen gelernt hatte. Sie pflegte dort längere Zeit zu verweilen, weil das Klima ihr mehr zusagte, als die feuchte Nebelluft des Münsterlandes. Ihre einsiedlerische Lebensweise war jedoch überall dieselbe; am Bodensee bewohnte sie einen ruinenhaften Schloßthurm ganz allein und sah oft tagelang kaum ihre Verwandten. Das köstliche wilde Lied: „Am Thurm“ und die Beschreibungen der feudalen Herrlichkeiten, so wie die mystischen Wassergeister des Bodensees, sind in jener Einsamkeit entstanden. Annette v. Droste kehrte aber immer gern aus der prächtigen Alpengegend heim nach dem ärmlichen stillen Haidestrich, wo ihre Einsiedelei Rüschaus lag. Sie hatte dort ihre Sammlungen von Kunstschätzen und Seltenheiten aller Art, wissenschaftlich geordnete Mineralien, Münzen, Gemmen, Gemälde, Autographen; namentlich waren alte kostbare Uhren ihre Leidenschaft. Das Gedicht, der „Sommertags Traum“ zeigt, wie ihre Phantasie sich auch dieser Stoffe zu bemächtigen wußte. Ebenso ist die „Mergelgrube“ aus ihren Excursionen entstanden, die sie mit dem geognostischen Hammer bewaffnet, wie eine Norne aussehend, in der sandigen Haide so oft unternahm. Die daguerreotypisch treue Zeichnung der Natur in ihren Gedichten hat sie jedenfalls bei diesem Umherschweifen gelernt; sie liebte es

sich stundenlang ins Gras oder Haidekraut zu legen, die Käfer, den Wind und die Wolken zu beobachten. Wenn sie am Teich im tiefsten Walde lag, konnten sie oft kaum die Abendnebel vertreiben. Die Gebilde, die ihr kurzichtiges Auge im Mondenschein dort entstehen sah, wurden zu Gedichten, wenn sie in ihrem Stübchen war, wo sie auch wieder meist in liegender Stellung verharrte. Ein altes schlechtes Sopha war ihr Lager, am Fußende durften ihre bevorzugten Besuche Platz nehmen, sie las ihnen die neuen Gedichte vor, die sie eben auf Papierschnigel und zerrissene Briefcouverts in einer völlig unleserlichen Schrift niedergeschrieben. Auf dem unpolirten viereckigen Tisch, dem einzigen im Zimmer, standen große Schalen mit Feldblumen und Haidekräutern, die sie von jedem Gange ins Freie mitzubringen pflegte. Ein altes kleines Clavier, dessen Saiten wie eine Harfe schwirren, stand am Kopfende des Sophas, sie drehte sich oft mitten in der Unterhaltung danach um und sang ein paar Lieder eigener Composition. Sie hatte fast alle sangbaren Gedichte Byron's in Musik gesetzt, aber nie ihre eignen. Wenn es dunkel wurde, erzählte sie gern ihren Freunden Schauergeschichten, wozu sie ein wunderbares Talent besaß, das ja auch in ihren Gedichten sich so sehr bemerkbar macht. Die starkgeistigen grauten sich vor dem Heimgange und fast noch mehr vor den Logistuben im obern Stockwerk, wo die braunen Eichenholztüren und die verblichenen Ahnenbilder eine drastische Verstärkung des Gehörten abgaben. Sie selbst war eigentlich dabei scherzhaft gestimmt, sie schien das Vergnügen eines guten Schauspielers zu empfinden, der seine Zuhörer mit sich fortreißen will. Nur zuweilen redete sie auch sich selbst in eine förmliche Fieberphantasie hinein und die Zuhörer glaubten sich auf Augenblicke an der entsetzlichen Grenze von Vernunft und Wahnsinn. Sie lachte am andern Tage nie über solche Momente, sondern erwähnte ihrer mit Trauer, aber mit völliger Klarheit.

Ihr Talent zum Erzählen zeigte sich aber auch im komischen Genre; alle Dialecte wußte sie meisterhaft nachzuahmen, namentlich konnte sie köstliche Züge aus dem Volksleben im westfälischen Plattdeutsch erzählen. Sie werden vielleicht hier fragen, wie Sie schon in Ihrer Kritik gethan, wo die „vornehme fränkliche Dame“ Gelegenheit hatte, dergleichen zu beobachten? Daß ihre Kränklichkeit sie nicht hinderte aufs Vertrauteste mit der Natur zu verkehren, ist schon erwähnt worden. Mit dem Volke lebt der westfälische Adel mehr als man in den Städten denkt. Er bleibt die längste Zeit des Jahres auf dem Lande, und redet platt mit seiner Dienerschaft, besucht die Hütten der armen Heuerlinge und die Höfe der reichen Bauern in familiärer Weise; er erfährt alles, was in der Umgegend der Güter sich ereignet, d. h. in den benachbarten Dörfern, die in Westfalen bekanntlich keine geschlossene Ortschaften sind, sondern Einzelhöfe zwischen „Kämpen“ und „Busch“, wie es dort heißt. So konnte Annette v. Droste schon in früher Jugend ihre Studien machen und

hatte dazu auch im Paderborner Lande dieselbe Gelegenheit, wo sie bei den Verwandten ihrer Mutter, der geistreichen von Haxthausenschen Familie, öfter verweilte. Bei ihrem trefflichen Gedächtniß wußte sie alle Hiftörchen, Schauer- geschichten und charakteristischen Gebräuche aus ganz Westfalen zu erzählen und später in ihren Productionen zu benutzen. Letztere blieben jedoch weit hinter dem Humor ihrer mündlichen Darstellung zurück.

Dagegen brachte sie die ernste Seite ihres Wesens mehr zur Geltung beim Schreiben; sie vermied es im persönlichen Verkehr die Warnungsstimmen und die strenge Richtung laut werden zu lassen, wodurch ihren Gedichten ein so ernstes Gepräge verliehen ward. Aber eigentlich war ihr ganzes Innere von dem Wunsch durchdrungen, „ihre Mitmenschen vor dem Unglück der Sünde zu bewahren“; daß dies nicht durch trockenes Moralpredigen geschehen könne, fühlte sie und fand im Drange ihres heiligen Mitleids in der Poesie die beste Vermittlerin ihrer Gewissensrufe, mit denen sie alle verstockten Herzen hätte wecken mögen. Schon in früher Jugend, wo andere junge Damen mit Vällen und Eitelkeitsfreuden ihre Interessen ausfüllen, hatte Annette v. Droste diese ernste Richtung und empfand die heftigste Abneigung vor den losen Grundsätzen der damaligen Zeit, die namentlich in zahlreichen Ehescheidungen und verbotenen Liebesverhältnissen zu Tage traten. Dem katholischen Münsterlande erschien die einreißende Sittenlosigkeit als eine erst unter der neuen preussischen Herrschaft entstandene Landplage, und es hatte allerdings den Anschein, wenn man auch nur die Beispiele rechnet, die unter den höhern Officieren und Beamten damals vorkamen. Annette v. Droste trat ungefähr zu dieser Zeit, um das Jahr 1816 in die Gesellschaft, namentlich war sie viel in dem Hause der Gemahlin des preussischen höchstkommandirenden Generals v. Thielemann, einer geistvollen, aber exaltirten Dame, die auch später katholisch wurde. In diesen Kreisen lernte Annette v. Droste das Weltleben kennen und fürchten, sie fühlte den Werth und die Würde ihrer heimischen Sitten doppelt und wendete sich ihnen mit erneuter Liebe zu. Gegen die Huldigungen der Männer, die ihr in der Jugend reichlich zu Theil wurden, bezeugte sie sich undinenhaft kalt und äußerte bei jeder Bewerbung um ihre Hand eine unüberwindliche Ehescheu. Dennoch war sie eine kurze Zeit lang verlobt, brach aber das Verhältniß augenblicklich wieder ab, als sie entdeckte, daß der Verlobte ihretwegen ein anderes Mädchen verlassen hatte. Dieser Vorfall ereignete sich am Rhein, wo sie im Hause eines Grafen Haxthausen zum Besuch war. Dort lernte sie auch Simrock und die Schoppenhauers kennen, eigentlich ihre einzigen literarischen Bekanntschaften in der Jugendzeit, wie denn überhaupt nichts geschah, um ihre dichterische Begabung zu pflegen. Sie hatte als Kind schon zuweilen Verse gemacht und als ganz junges Mädchen sogar ein Gedicht in mehreren Gefängen, das indeß keine Spur von

der Originalität und Kraft zeigte, die sich in spätern Jahren bei ihr entwickelten. Sie vermochte nur Nachklänge des Zeittons zu geben, der damals die bezauberte Rose und andere zarte Sachen sang, die ihr eigentlich heterogen waren. Sie legte selbst gar keinen Werth auf diese ersten Versuche und machte eine fast zwanzigjährige Pause, eh sie in ihrer ureigenen Weise zu dichten begann. Als sie mitten im Schaffen war, fing sie erst an mit mehr Interesse die Dichter zu lesen, die ihr nur kurze Zeit vorangegangen waren, wie Anastasius Grün, Lenau, Freiligrath, Zimmermann. Einfluß hat Keiner von ihnen auf sie geübt, sie stand ihnen von Anfang an zu sehr als Kritiker gegenüber und war auch bereits in sich fertig als sie sich mit ihnen beschäftigte.

Die Eigenartigkeit ihres Schaffens ging nicht selten in Eigensinn über: sie ließ von keinem ihrer Freunde die geringste Aenderung, ja eigentlich kaum einen Tadel ihrer Ausdrucksweise zu und las grundsätzlich nie eine Recension über ihre Gedichte. Ebenso ungerührt blieb sie aber auch gegen das Lob: sie empfing von den ausgezeichnetsten Männern wie Fürstbischof Diepenbrock u. A. die schmeichelhaftesten Briefe nach dem Erscheinen ihrer Gedichte, aber sie beantwortete sie nicht. Auch die dringenden Bitten um Beiträge, welche von Zeitschriften und Verlegern an sie ergingen, ließ sie unberücksichtigt und wurde dann grade erst recht „schreibfaul“, wie sie selbst sagte.

Zuweilen war sie muthwillig genug, sich durch die äußerlichsten Anlässe zum Dichten bringen zu lassen; so wettete sie einst, daß sie über einen beliebigen Titel aus dem Katalog einer Leihbibliothek ein gutes Gedicht machen wolle; die köstliche kleine Räubergeschichte, der Geyerpfliff in Sammlung I. war die Frucht dieser Wette. Ihre Gedichte entstanden stets in einem fertigen Guß, sie seilte sehr selten daran oder gestand es wenigstens nicht gern ein. Sie lag meistens in scheinbarem Halbschlummer auf ihrem alten Sopha, richtete sich von Zeit zu Zeit auf und schrieb ihre kleinen unleserlichen Buchstaben auf, die sie dann später nicht viel deutlicher abschrieb; sie hatte die seltsamste Handschrift, ein Brief von ihr erregte fast immer Schwindel, so dicht gedrängt voll Buchstaben und Gedanken war er.

Um in ungebundener Rede viel zu leisten, producirte sie zu langsam, hauptsächlich weil das Mechanische des Schreibens sie zu sehr ermüdete; wegen ihrer Kurzsichtigkeit mußte sie sich allzutief aufs Papier bücken, wodurch der Blutandrang nach dem Kopf ihr völlig unerträglich wurde. Eine Brille zu tragen, vermochte sie nicht, weil die Augen zu sehr hervorstanden. Hätte sie nur die Hälfte der Erzählungen und Abhandlungen niederschreiben können, die sie mündlich im Freundeskreise oder eigentlich im tête à tête vortrug, so hätte die deutsche Literatur gewiß einen ebenso reichen und originellen Schatz an ihrer Prosa wie an ihrer Poesie erhalten und das Bild ihrer merkwürdigen

Persönlichkeit würde sich deutlicher gestalten lassen als jetzt, wo man es nur aus Andeutungen zusammensetzen kann.

Die Schwefelbände.

Bogt hat die Actenstücke seines Processus gegen die allgemeine Zeitung veröffentlicht und einige Enthüllungen über die Correspondenzen deutscher Zeitungen im Ausland hinzugefügt. Man kann sich nicht leicht eine peinlichere Lectüre denken, und doch ist es gut, daß uns einmal eine Perspective in diese unheimliche Region eröffnet wird. Freilich konnte man sich über die Art und Weise, wie ein großer Theil der Flüchtlinge das zu Hause angefangene Geschäft des Conspirirens fortsetzt, schon nach der Natur der Dinge eine Vorstellung bilden. Zwar sind so manche brave und selbst edle Männer in das wilde Treiben jener Jahre verwickelt und von dem darauf folgenden Unglück betroffen worden. Die eigentliche Masse der Revolutionärs aber gehört zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem schlechtesten Theil der Gesellschaft an, und die ungeordnete Existenz, in die sie durch ihre Thätigkeit getrieben werden, der Mangel jedes ernstern zweckvollen Lebensberufs, die unausgesetzte Nothwendigkeit, dem Pöbel, um ihn für die angeblichen höhern Zwecke zu gewinnen, zu schmeicheln und ihn zu belügen, dient eben nicht dazu, ihren Charakter zu veredeln. Nun im Ausland auf ihre eigene schlechte Gesellschaft angewiesen, ohne andern Unterhalt, als den ihre Federgewandtheit ihnen verspricht, kommt ihre Thätigkeit theils darauf heraus, Complotte und Intriguen zu schmieden, in den geheimen Gesellschaften einander den Rang abzulaufen, bald durch gegenseitige Verdächtigung, bald durch Ueberbieten des revolutionären Tons; theils darauf, über diese Misere und, wenns verlangt wird, auch über andere Dinge an deutsche Zeitungen zu berichten. Ein dritter Ausweg, der, wie wir aus diesem Buch erfahren, nicht selten angewandt wird, ist, in den Dienst der geheimen Polizei zu treten. Die schmutzige Geschichte, die hier von Häfner und Engländer erzählt wird, mag sich unter den Flüchtlingen nicht selten wiederholen. — Daß ein Blatt wie die Augsburger Zeitung neben den Grafen und Baronen, deren sie sich rühmt, auch viele dieser Flüchtlinge in ihrem Geschäft hat, ist an sich nicht unnatürlich; denn es sind zum Theil sehr gewandte Schreiber, in allen Sätteln gerecht, für die rothe Republik und für den christlichen Staat, für den Bonapartismus und die heilige Allianz. Aber es ist doch zweckmäßig, daß dem Volk einmal die Augen darüber geöffnet werden, wo sich ein großer Theil dieser Ansichten und Nachrichten herschreibt, mit denen man das Volk bearbeitet. Es ist ein hartes Gesetz, welches in Frankreich jeden Schriftsteller zwingt, seine Artikel zu unterzeichnen, und es erfüllt seine Bestimmungen nicht ganz; aber ob nicht in mancher Beziehung die Vortheile dieses Gesetzes seine Nachteile überwiegen, ist noch sehr zweifelhaft. — Der Stoff des Büchleins ist reichhaltig genug, noch zu weitem Betrachtungen Veranlassung zu geben.

— Heute nur noch einige unbedeutende Zusätze.

In dem Proceß selbst behauptete die Anklage, die A. Z. sei principlos; die